

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 2 (1907-1908)
Heft: 4

Artikel: Die Sonne von Vindonissa
Autor: Blattner, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sonne von Vindonissa.

Von Dr. H. Blattner.



ine vor Jahren entstandene Skizze von Emil Anner, die seitdem als Titelbild verschiedener Vindonissa-Publikationen allgemein bekannt geworden ist, zeigt über dem Eingang zur Windischer Arena eine strahlende Sonne. Das war eine gute Vorbedeutung. Nun liegt der Glanz künstlerischer Verklärung vor vielen Augen schimmernd ausgegossen wirklich über den bescheidenen Trümmern des römischen Theaters.

Es ist aber „kein Zufall und blindes Los“, daß das so gekommen ist. Wie immer, wenn etwas Großes gelingt, haben sich Verdienst und Glück auch hier innig verkettenet. Nur könnte, wer einer entnüchternden Anwandlung nachhängen wollte, freilich leicht in Versuchung kommen, auszurufen: „Wehe diesem ‚Verdienst‘, wenn das Glück weniger groß gewesen wäre.“

Ja, jetzt, solange noch in aller Erinnerung ist, wie schön sich Messinas Burg mit ihren dunkeln Cypressen vom leuchtenden Himmelsblau abhob, verhehlt sich niemand, daß eine seltene Gunst der Sonne der „Braut von Messina“ gelächelt hat. Wenn aber erst einmal eine gewisse Zeit verstrichen ist, so wird die beredte Klugheit, die so gern den strengen Maßstab einer weisen Vergangenheit an die üppige Torheit des Tages legt, sich deswegen doch nicht entblöden, einem weniger gewagten Unternehmen, nur weil es vielleicht weniger glücklich ist, größere Kühnheit vorzuwerfen. Solcher Geschichtsphilosophie zum vornherein den Kiegel zu stoßen, ist guter Dank entronnener Wagehälse, die sich im Erfolge sonnen. Er soll dem Schicksal hiermit erstattet sein.

Im Bestreben, ihr Glück mit nachdenklicher Freude zu genießen, wagen die Wagehälse von Vindonissa sogar zu guter Letzt auch die Behauptung, sie hätten ebenso gut wie den Glanz des Glücks die Ungunst der Gestirne, einen Regenmond gerade für die Aufführungen, mit Gelassenheit zu tragen gewußt. Sicher ist, daß es leichter gewesen wäre, die harte Schelte der verständigen Propheten eines Mißerfolges hinzunehmen nach verregnetem Spiel, als an vier schönen Sonntagen mit dem innerlich nagenden Vorwurf bestraster Feigheit sich abzufinden, wenn das kleinlich vernünftige Bangen vor Jupiter Pluvius das gute Wagnis schon im Keime hätte ersticken können. Zu denken, daß nur das Spiel die Sonne angelockt habe, hieße denn doch den Sonnenglauben übertreiben. Es bedarf auch nicht des abergläubischen Vertrauens in einen wettermachenden Genius; das gerechtfertigte sonnige Vertrauen Friedrich Schillers in die beseligende Kunst und in die genießende Menge ist Glanz genug

auf den Weg derer, die je den vindonissensischen Mut zum Vorbild nehmen wollen.

Friedrich Schillers Sonne wird ja nicht so bald wieder untergehen über Vindonissa. Die „hohe und ernsthafteste Aufgabe, die Menschen zu beglücken“, durch eine Kunst, die, Ewiges sinnend, es verschmährt, dem Tage zu dienen, hat sich als ungeahnt dankbar, als nachahmenswert schön erwiesen. Aller Kleinmut ist zu Schanden geworden vor der „Empfänglichkeit“ des Publikums, das „zu dem Höchsten eine Fähigkeit mitbrachte“.

So sehr die eben zitierte „Vorrede“ zum Schiller'schen „Trauerspiel mit Chören“ im einzelnen unklar und widerspruchsvoll sein mag, im allgemeinen hat der hohe Schwung, von dem sie getragen ist, seine mitreißende Kraft geübt wie vor hundert Jahren. „Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht, der Künstler zieht das Publikum herab.“ Er zieht es folgerichtig auch zu sich herauf, wenn er genügend Willen entfaltet und sich nicht, ein moderner Neurastheniker, der keine Verpflichtung, zu wirken, anerkennt, vor jedem billigen Spott gekränkt in sich selber zurückzieht. Als ein vorbildlicher Triumph gesunder Begeisterung werden die schönen vindonissensischen Spieltage von bleibender Bedeutung sein. Wer glaubte nicht gerne, daß an einem andern Orte wieder gelingt, was hier so erfreulich gelungen ist.

Über den Grad des Gelingens, um auch noch auf realere Dinge zu sprechen zu kommen, gehen die Meinungen naturgemäß bei Freunden und Gegnern der stilisierten Schönrednerei weit auseinander. Kleinstädtische Kritik hat von einem unmoralischen Stück gesprochen, das es an psychologischer Flachheit, aber nicht an Eindruck, mit einer Wagneroper aufnehmen könne. Zuständigeren Orts ist kein Mangel an Lob und an sinnigen und unsinnigen Vorschlägen, wie die Sache besser zu machen gewesen wäre. Der geistreichste Zank bringt aber hier keine große Förderung. Dem Richtigsten können erst künftige Versuche die volle Geltung verschaffen.

Wer in Wirklichkeit einen langen Spieß in den Kampf auf der Bühne selber getragen hat, hält sich bei der Erörterung der Theorie wohl am klügsten vorerst im Hintertreffen. Keiner, ob er ein mehr oder ein weniger williger Chorist sei, steht monatelang ungestraft unter einer zielbewußten Oberleitung. Da kann erst mit einer gewissen Entfernung die Unbefangenheit wieder kommen.

Wie heiß umstritten auch die Taktik und Wirkung des Chorsprechens, trotz, oder gerade wegen einzelner großartiger Augenblicke des Vindonissaspiels, noch lange bleiben wird, in einer Hinsicht herrscht jetzt schon volle Einstimmigkeit: vom volkerzieherischen Standpunkt aus ist die

Wiederbelebung des antiken Dramas ein hoher Gewinn. Viele Tausende haben eine Dichtung, die sie bis jetzt kaum dem Namen nach kannten, und die sie, dank landläufiger Unterschätzung, nie in einem Normaltheater sich angesehen hätten, mit andächtig gestimmten Sinnen auf sich wirken lassen. Manches edle Wort hallt nach in empfänglichen Seelen mit seinem Klang und Gedanken. Ungleich tiefer noch ist die Wirkung zu veranschlagen, die das Spiel auf die Mitwirkenden ausgeübt hat. Dieses Volk von Messina, das 2700 der klangvollsten Verse der deutschen Literatur auswendig gelernt hat und, ob im übrigen gebildet oder ungebildet, stolz ist auf eine die Gegensätze des täglichen Lebens überbrückende künstlerische Betätigung, findet seinesgleichen nur im alten Athen und — vielleicht in unserer nationalen Zukunft.

Schon regt sich da und dort ein Keim, den die Sonne Bindonissas geweckt hat, und der Dichter, die auf ihr Recht warten, sind viele.



Gondellied.

Gondoliere, fahre Ichneiler,
Tauche rasch die Ruder nieder,
Denn Ichon steigen aus den Wellen
Jene alten Sehnsuchtslieder.

Gondoliere, eile, eile
Vorwärts durch die dunklen Fluten
Sieh, sie fragen graue Träume,
Die Ichon längst begraben ruhen.

Gondoliere — Gondoliere —
Fahre langsam, still, es rauschen
Stimmen hell und wonnestrunknen,
Ihnen, ihnen möcht ich lauschen ...

Halt die Barke. Müde, müde
Bin ich von dem stetigen Fahren. —
Muss ich doch die alte Liebe
Immer noch im Herzen fragen.

Max R. Kaufmann.

